

Marina
Garcés

Mit der
Augen der
Lernenden

Aus dem Katalanischen von Richard Steurer-Boulard

Garcés Mit den Augen der Lernenden

TURIA / KANT

TURIA + KANT

4-4
.CC



Inhalt

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Bibliographic Information published by
Die Deutsche Nationalbibliothek

The Deutsche Bibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie;
detailed bibliographic data are available
on the Internet at <http://dnb.ddb.de>.

ISBN 978-3-98514-024-4

Originaltitel: »Escola d'aprenents«
© Galaxia Gutenberg, Barcelona, 2020

Gestaltung des Anhangs:

»Wir wollen nicht wissen« (No queremos saber)

© Bendita Gloria - Escola Massana. Centre d'Art I Disseny - Barcelona

© VERLAG TURIA + KANT, WIEN 2022

Verlag Turia + Kant

A-1010 Wien, Schottengasse 3A/5/DG1

Büro Berlin: D-10827 Berlin, Crellestraße 14

info@turia.at | www.turia.at

Vorwort

1 Wie wollen wir ausgebildet werden?

Der Lernende/Lehrling: ein Blickwinkel

Künste und Handlungsweisen

Politik und Poetik

Wir wissen nicht, wie wir leben sollen

Eine Philosophie des Lernens

2 Die Scham des Seins

Politik des Gesichts

Sein und Schein

Das Gefühl der Verbundenheit

Der Löwensprung

Die Scham, ein Mensch zu sein

3 Das Dasein aufnehmen

Seinkönnen

Abfallexistenzen

Landkarten der Aufnahme

An der Schwelle zur Schule

Die ignorierte Lehrerin

4 Mit vier Händen

Die Einladung

Lernen und Neuerfindung

Fähigkeiten, die wir nicht haben

Die ganze Kultur ist »Ausflucht«

Schule ist, wo man neu anfängt

5	Bewusstseinsbildung	101
	Krieg der Gehirne	102
	Plastizität und Flexibilität	105
	Die Falte	108
	Die Qualen des Bewusstseins	113
6	Wage es, nicht zu wissen	117
	Zugang zur Erkenntnis	117
	Lernen lernen	122
	Wissen, dass man nicht weiß	128
	Die Disproportionalität annehmen	134
7	Anpassungsfähige Knechtschaft	139
	Die verborgene Wurzel der Knechtschaft	141
	Die Konstruktion der Autorität	145
	Disruption und Anpassung	153
	Opportunismus, Zynismus, Angst	158
	Brief an die Studierenden	161
8	Das Bündnis der Lernenden	167
	Der Schöpfungsmythos	168
	1. Das Bündnis der Lernenden ist eine Begegnung	172
	2. Das Bündnis der Lernenden gründet auf gegenseitiger Wertschätzung	173
	3. Das Bündnis der Lernenden wirkt durch Zusammenstellung	176
	4. Das Bündnis der Lernenden erzeugt ein Milieu	177
	5. Das Bündnis der Lernenden macht Ungleiche gleich ...	181
9	Um die Zukunft kämpfen	185
	Die Zeit des Versprechens	187
	Posthume Zukünfte	191
	Undurchsichtigkeit	196
	Wissen der Zukunft	200
	Poetiken der Zeit	206
	Politik der Vorstellungskraft	209
	Epilog: Wir wollen nicht wissen	217

Vorwort

Nunca el tiempo es perdido
(Niemals ist die Zeit verloren)
Manolo García

In der Nacht, als in Barcelona neue Einschränkungen der zweiten COVID-19-Welle in Kraft traten, musste ich eine Runde mit dem Auto drehen. Es war die Nacht vom 17. auf den 18. Juli 2020. Ich fuhr zur Autobahn und weinte. Vor mir die Einsamkeit. Vor Ohnmacht. Wegen der Willkür. Weil ich mich verlor und sich nicht mehr erinnerte. Zufällig begann ein Lied zu spielen, an das ich mich nicht mehr erinnerte hatte: »Nunca el tiempo es perdido« (Niemals ist die Zeit verloren) von Manolo García. Ich habe es schon so oft mehrmals hintereinander an und es schien mir plötzlich so wie der Refrain das Angenehmste und zugleich Herausfordernde zu sein, was wir einander sagen können.

Das Schuljahr verlieren, Zeit verlieren, Gelegenheiten verpassen, Erfahrungen vermissen, Sicherheiten verlieren: Das sind die Bedrohungen, durch die unsere Gesellschaft uns immer wieder in Gefahr zu fühlen gibt, wir stünden am Rande des Abgrunds. Wir riskieren es immer, vom Karussell der Gegenwart und Zukünfte hinunter zu fallen, wenn wir es denn überhaupt geschafft haben, es rechtzeitig zu besteigen. Viele schaffen es nicht einmal hinauf, sie sind nicht rechtzeitig aufgesprungen. Sie sind Abfall, bevor ihre erste Partie gespielt haben. Andere halten sich in einer sicheren Marginalität. Die Gratwanderung ist für sie kein Abenteuer, sondern eine aufreibende Normalität. Manche, die glauben, die Fäden der Zukunft zu ziehen, doch sie leben in der Defensive, behalten ein paar materielle und kulturelle

Das Bündnis der Lernenden

Es gibt eine Erzählung der österreichischen Schriftstellerin Ingeborg Bachmann, die auf harte, aber zurückhaltende Weise die Tragödie des Erziehenden darlegt. In diesem Fall handelt es sich um die Stimme eines Vaters, der das Scheitern seines Bemühens eingesteht, aus seinem Sohn mit Namen Fipps einen »neuen Menschen« zu machen. Das Scheitern geht über die objektive Feststellung hinaus. Es verunmöglicht ihm, Liebe für ihn zu empfinden, selbst dann, als das Kind während eines Ausflugs verunglückt. Der Titel der Erzählung lautet »Alles«, er bringt diese totalisierende Bestrebung des Vaters zum Ausdruck, *alles* neu zu beginnen. »Ich wollte Fipps weder gescheiter noch besser als uns wissen. Ich wollte auch nicht von ihm geliebt sein; er brauchte mir nicht zu gehorchen, mir nie zu Willen zu sein. Nein, ich wollte ... Er sollte doch nur von vorn beginnen, mir zeigen mit einer einzigen Geste, daß er nicht unsere Gesten nachvollziehen mußte.« Fipps könnte ein neuer Mensch sein, wenn es seinem Vater gelingen würde, ihm »die Welt [zu] überlassen, blank und ohne Sinn«.¹ Er verschwieg ihm den Namen der Dinge, lehrte ihn nicht den Gebrauch der Dinge. Die Bedeutung wäre so von seiner Last befreit und könne neu geschaffen werden. Aus dieser Sprachtheorie, die Wittgenstein'sche Grundlagen hat, stammt auch eine religiöse Botschaft, die wir gut kennen: Ein Kind könne so die Welt erlösen. Doch die Erlösungs-

¹ Ingeborg BACHMANN, »Alles«, in: Dies., *Sämtliche Erzählungen*, München: Piper Verlag 1996, S. 138-158, hier: S. 149 und S. 145.

geste kommt nicht. Der Sinn wird weder unterbrochen noch lässt er sich neu schaffen. Die Sprache wird gelernt und jede wiederholte Verhaltensweise macht die Wirklichkeit zu einem bekannten Experiment. Sobald sein Kind auf die Welt gekommen ist, kann der Vater es nicht lieben und gibt es auf: ein weiterer Archetyp unserer Kultur, von Gott Vater bis zu Doktor Frankenstein. Der Erziehende kann niemals sein Werk aus dem Nichts schaffen, sondern muss es in eine Welt einfügen, die er ebenso wenig nach seinem Bild gestalten kann. Die Konsequenz daraus ist, dass er es aufgibt und ablehnt. In dieser Lieblosigkeit bleibt der Lernende dazu verurteilt, jedes Mal zu beweisen, dass er es verdient, geliebt zu werden, und dass er nicht geliebt werden kann. Weit von jeder Form von Freiheit entfernt bleibt er Sklave des Bedürfnisses nach Anerkennung.

DER SCHÖPFUNGSMYTHOS

Die pädagogische Fiktion des neuen Menschen oder des ersten Menschen ist Ausdruck des Schöpfungsmythos, der die westliche Kultur von Adam bis zu Rousseaus *Emilie* durchzieht und in unserer Zeit die Form der beständigen Selbstneuerfindung annimmt. »Ich habe mir das Gehirn neuprogrammiert«, sagt Barbara Oakley. Wenn die Figur des Gottes oder des Vaters verschwindet, wird man selbst zum Gegenstand seiner eigenen Schöpfung. Daher stammt die Bedeutung all jener Therapien, die auf der Förderung des Selbstwertgefühls basieren. Aber diese pädagogische Fiktion, mit all dem Hochmut, den sie mit sich führt, ist auch die Grundlage für die Frustration des Erziehenden, der sein Werk immer als mangelhaft und durch die Welt kontaminiert sieht, während er doch beansprucht, diese abzulehnen und neu zu erschaffen. In seinem Buch *Frankenstein pädagogue* analysiert der Erziehungswissenschaftler Philippe Mei-

rieu, wie die verschiedenen Figuren dieses Mythos (Frankenstein, aber auch Pygmalion, der Golem, Pinocchio usw.) im Zentrum der Pädagogik stehen, die als praktisches und auch wissenschaftliches Bestreben verstanden wird, Menschen nach bestimmten Modellen, Werten und Erwartungen herzustellen. Zum Geheimnis der Schöpfung zu gelangen, bedeutet, gottgleich zu sein, zugleich ist es aber auch eine Fiktion, die darauf abzielt, die Unruhe zu stillen, die wir uns im Innersten gegenseitig verursachen. Wie Meirieu schreibt, lassen sich Geschöpfe nicht so leicht von ihren Schöpfern beherrschen. Die umfangreiche Literatur, die diese Mythen oder Figuren versammelt, zeugt davon. Das liegt nicht daran, dass sie per definitionem rebellisch sind, sondern daran, dass es letztlich weder eine einheitliche Definition des Menschen noch eine einzige Formel für seine Herstellung gibt. Die Formel ist, dass es keine Formel gibt, sondern nur Unruhe, unvollendete Formen, versuchsweise die Anstrengung des Lebens anzunehmen. Deshalb schlägt Meirieu eine schwache Pädagogik vor, die darauf abzielt, Werkzeuge bereitzustellen und Bedingungen zu schaffen, damit unterschiedliche Existenzen sich in eine gemeinsame Welt und Umgebung fügen können.

Die Kehrseite dieser schwachen Pädagogik sind die Bildungsutopien, angefangen bei Platons *Staat*. Ihre Vorstellungen passen nicht in die geschichtliche Wirklichkeit. Sie müssen von ihren Prinzipien ausgehen und auf den Grundlagen ihrer eigenen Fiktion aufbauen. Der Fall von Rousseaus *Emile* ist in diesem Sinne paradigmatisch. Die Wiedervereinigung des Menschen mit seinem natürlichen Zustand, die Rousseau anstrebt, ist eine literarische Konstruktion, die ihren doppelt fiktiven Charakter eingesteht: *Emile* ist eine Hypothese, ein Wesen, das aus dem Nichts kommt, ein Waisenkind, das keine Bindungen und kein Erbe hat, völlig gesund ist und dem Tod nichts schuldet. Sein

Leben ist also eine Fiktion, die sich nicht um ihre Anwendung im praktischen Leben kümmert. Nur so kann sich Rousseau die volle Wiedervereinigung von Natur und Freiheit vorstellen. Die Utopie ist der einzige Weg, auf dem man die Vergessenheit überwinden kann, auf der die Gesellschaft Ungleichheit und Herrschaft gründet.

Diese Sichtweise ist trotz des kulturellen und historischen Potenzials begrenzt: Entweder bleibt sie utopische Fiktion oder sie verfällt in die geschichtliche Enttäuschung, sei es die persönliche Enttäuschung von Bachmanns Erzählung oder die kollektive Enttäuschung der revolutionären Tat der Schöpfung des neuen Menschen. Die Ideologen der Revolution im 19. Jahrhundert fragten sich: Wie weit muss man das Volk zwingen, frei zu sein, wie weit kann man seine Vergangenheit auslöschen, damit es frei von Herrschaft neu beginnen kann? Die Pädagogik kann die messianische Sehnsucht der Revolution teilen: das Gewebe der Geschichte zu zerreißen, um neu anfangen zu können. Wie Fipps' Vater gibt sie sich der Illusion hin, dass jeder Mensch, der auf die Welt kommt, radikal neu ist und seine Geschichte auf ein leeres Blatt schreiben kann.

Das Problem der Bildung ist jedoch das einer Uhr, die umgestellt werden muss, während sie nicht angehalten werden kann. Ihre Zeit hat bereits begonnen, und jeder Umlauf des Zeigers, der beginnt, ist so wie jedes beginnende Leben bereits immer im Gange. Wie kann eine andere Zeit entstehen, wenn die Uhr nicht angehalten werden kann? Wie kann in der Gemeinschaft, in der wir bereits leben, ein »neuer Mensch« entstehen? Wer könnte der »Erste« sein, wenn er bereits der Sohn von Entscheidungen ist, die er nicht getroffen hat, und wenn er Teil von Beziehungen ist, die er nicht gewählt hat und die ihn bedingen? In der Schule der Lernenden gibt es keinen ersten Tag, sondern

immer einen darauffolgenden Tag. Der Ort, an dem wir uns finden, um Lernende zu werden und uns gemeinsam fragen zu können, wie wir gebildet werden wollen, ist weder ein Labor noch eine Fabrik, in der man freie Menschen produziert. In der Schule der Lernenden ist die Befreiung von Knechtschaft kein Produkt oder Endergebnis. Sie bedeutet keinen Beginn von Null an, sondern die Grenzen jedes Lernens in eine Spannung zu versetzen: Wie kann man frei lernen, wenn unser Leben nicht absolut frei ist? Wie können wir als die aufgenommen werden, die wir sind, ohne die eigene Freiheit aufzugeben? Die Antwort darauf kann keine Zauberformel sein. Emanzipation ist keine Methode, sondern ein Aus-dem-Takt-Bringen, ein Paradox, das etwas Unmögliches in die Praxis umsetzt: die Ungleichen gleich machen.

Das Bündnis der Lernenden ist ein Gegen-Mythos oder eine Gegen-Utopie. Es will nicht mit den großen Schöpfungsplänen des »neuen Menschen« rivalisieren, es beansprucht weder, mit den technologischen Versprechungen des Posthumanen zu konkurrieren, noch den bereits bestehenden Pädagogiken eine neue hinzufügen. Es handelt sich um eine Idee, die sich nicht in ein Modell projiziert, sondern die in einer Perspektive konkretisiert wird, die die Sichtweise verändert, in einer entschlossenen Handlung, die die Erfahrung des Lernens und das aktuelle Erwartungssystem verändert. Es geht darum, die Ungleichen gleich zu machen durch ein Bündnis, das Bildung in die Kunst verwandelt, Menschen unterschiedlichen Alters, unterschiedlicher Herkunft und Lebensumstände in einer Tätigkeit zusammenzubringen, die sie gleich macht, ohne sie miteinander zu vergleichen oder sie zu vereinheitlichen. Es bedeutet, gemeinsam das Risiko des Lernens einzugehen. Mit anderen Worten: Miteinander und voneinander zu lernen, ausgehend von einem Bewusstsein davon, was wir wissen und was wir nicht wissen. Dies

ist der Kern der Bildung als Poetik und als Politik der Existenz. Poetik, weil sie eine in Vergessenheit und Aberglauben versunkene Sensibilität neu erschafft, und Politik, weil diese Schöpfung im Widerspruch zu den bestehenden Herrschaftsverhältnissen erfolgt.

1. DAS BÜNDNIS DER LERNENDEN IST EINE BEGEGNUNG

Das Bündnis der Lernenden hat kein weißes Blatt, auf das sie ihre Gründungsurkunde niederschreiben könnte. Weder ein leeres Blatt noch eine Welt ohne Bedeutung. Es beginnt nie bei Null, denn es ist die Wirkung einer Begegnung. Begegnen heißt weder herzustellen noch zu planen. Es bedeutet, sich zu finden und davon ausgehend den Sinn einer Situation herauszuarbeiten: Woraus besteht sie, wie kommt man dorthin und wie wollen wir aus ihr herauskommen? Die Frage, wie wir gebildet werden wollen, stellt sich nie im leeren Raum, sondern geht von dem aus, was vorhanden ist, und davon, was wir bereits sind. Sie modelliert keine Objekte, sondern verbindet und befreit Leben, die bereits im Gange sind.

Deshalb sucht sich das Bündnis der Lernenden weder sein Volk aus noch segmentiert es die Identitäten, für die es arbeitet, noch wählt es eine Zielgruppe nach Alter, Geschlecht, Gesellschaftsschicht oder ideologischer Neigung, an die es sich wendet. Es nimmt auf, definiert neu und verwandelt. Diese Empfänglichkeit ist das Gegenteil einer unterwürfigen und anpassungsfähigen Beziehung zur Realität. Die Begegnung der Lernenden passt sich nicht an die Bedeutung der Situation an, sondern erschafft sie. Die Begegnung selbst ist die Situation, die ihren eigenen Sinn erfindet und entdeckt.

Bei der Begegnung geht es nicht nur darum, zusammenzukommen. Es handelt sich auch nicht nur darum, zusammenzuarbeiten oder Gruppenprojekte durchzuführen. Vieles, was heute in der Pädagogik gemacht wird, ist nichts anderes als ein Trugbild der Zusammenarbeit, das dann in Form von leeren Methoden, die uns vorgaukeln, dass wir etwas gemeinsam machen, auf die Arbeitswelt übertragen wird. Fernab der Unterwerfung unter die Anerkennung und des Scheins der Zusammenarbeit ermöglicht das Bündnis der Lernenden, dass Fremde eine Verbindung herstellen, die ihre Fremdheit nicht aufhebt, sondern aufnimmt.

Das Bündnis der Lernenden ist also das Bündnis von Fremden und macht Bildung und Kultur zu einer Erfahrung der Fremdheit. Sich unter Fremden zu begegnen, um gemeinsam zu lernen, bedeutet auch, all dem zu begegnen, was wir von den anderen und den Menschen und Dingen um uns herum nicht wissen und verstehen. Das Unverständliche reißt mit uns mit, wie an unserer Haut klebend, sagten wir, aber öfter reduziert es sich auf das Unverständnis, das ausschließt, stigmatisiert und beschämt, ausbeutet, kodifiziert und zerstört. Lernen heißt auch, wie wir sagten, zu lernen, nicht zu wissen, auf den Schatten, das Fehlen und die Leere zu achten. Die Aufnahme der Ferne ist eine Form der Nähe.

2. DAS BÜNDNIS DER LERNENDEN GRÜNDET AUF GEGENSEITIGER WERTSCHÄTZUNG

Jede soziale Einrichtung unserer Zeit ist tendenziell ein Raum der Zirkulation. Das ist offensichtlich bei den explizit merkantilen und kommerziellen Aktivitäten. Ihre Daseinsberechtigung ist die Zirkulation: je schneller, desto besser. Je schneller die Zirkulation, desto größer der Mehrwert. Aber auch in emotionalen Beziehungen oder im kulturellen und politischen Leben ist dies

zunehmend der Fall. Auch das psychische Leben und das Intimleben brauchen eine ständige Stimulierung durch Neues, durch Bewegungen der Interaktion und durch zirkulierende Beziehungen. Die derzeitige Bildungspolitik verstärkt in vielen Fällen diese Kultur der Zirkulation, aus quantitativen Gründen (je mehr Studierende zirkulieren, desto mehr zahlende Kunden) und aus ideologischen Gründen: Sie geht davon aus, dass das Hauptziel des Lernens darin besteht, zu lernen, sich in einem komplexen und sich verändernden Umfeld flexibel zu bewegen. Zirkulation ist jedoch das Gegenteil von Begegnung: Es ist eine Art des Zusammenseins, ohne dass man sich begegnen, entdecken oder einander fremd sein kann. Die Begegnung beginnt dann eine Begegnung zu sein, wenn aus der Erfahrung der Fremdheit eine Form der gegenseitigen Wertschätzung entsteht. Diejenigen, die sich gegenseitig schätzen, gehen nicht aneinander vorbei. Wertschätzen bedeutet, Wert zu verleihen, sodass jede Beziehung ihren Wert und ihre Daseinsberechtigung erschaffen kann.

Die emotionale Wende in der Bildung hat die Gefühle und Empfindungen, die Lernende und Lehrende persönlich verbinden, in den Mittelpunkt gestellt. Gegenseitige Wertschätzung hingegen verlangt keine Psychologisierung der Gefühle und muss nicht alles von persönlicher Zuneigung abhängig machen. Liebe ist in jedem Fall eine Folge des Lernens: Wir schätzen jene, mit denen wir mit Freude lernen, und es ist unvermeidlich, Wertschätzung für diejenigen zu empfinden, mit denen wir etwas Interessantes lernen. Aber sie kann nicht das Ziel der Bildung sein, auch nicht zwischen Eltern und Kindern. Eltern erziehen ihre Kinder nicht, um geliebt zu werden, sondern damit sie ein erfülltes Leben haben, um zu sehen, wie sie existieren. Lehrende bilden ihre Schüler nicht aus, um geliebt zu werden, sondern sie werden geliebt, wenn sie ihnen beibringen, frei zu sein.

Gegenseitige Wertschätzung ist ein Ausdruck von Liebe zwischen Individuen. Sie ist die Beziehung, die diejenigen verbindet, die ausgehend von den konkreten Beziehungen, die sie aufbauen, und vom Material und von den Umgebungen, mit denen sie zu tun haben, einander Mut machen und wertschätzen. In der gegenseitigen Wertschätzung gibt es keine präetablierten Rankings oder Wertungen. Über die Zusammenarbeit hinaus, die der Idee der gegenseitigen Unterstützung zugrunde liegt, bedeutet gegenseitige Wertschätzung die Schaffung eines Werts, der vorher nicht existierte. Sie ist eine Beziehung von Gleichheit ausgehend von ungleichen Wirklichkeiten. Groß und Klein, Eltern und Kinder, Erfahrene und Anfänger, Experten und Lernende wissen und erleben unterschiedliche Wirklichkeiten je nach Alter, Erfahrung und sozialem Kontext. Diese Ungleichheit ist die Grundlage jeder Lernbeziehung. Sie muss jedoch Wertgleichheit als Wirkung haben. »Ich lerne mit dir, wenn du mit mir lernst.« Diese Aussage blockiert implizit die zerstörerische Kraft der Scham und die Gefahr der Bedeutungslosigkeit, die den Lernenden immer belagern. Die emanzipatorische Pädagogik ist jene, die uns unseres Wissens und unseres Gelernten gleichermaßen würdig macht. Dieser Wert kann nicht einseitig erschaffen werden, sondern erfordert Gegenseitigkeit. Deshalb kann man ihn sich auch nicht selbst zuweisen, wie es der nazistische Mythos der Selbstbildung derzeit behauptet. In gegenseitiger Wertschätzung sind wir nicht alle objektiv gleich, aber es wird keine Autoritätsfigur zugewiesen: Man bekämpft sie, wenn sie sich aufzwingt, und sie ist nutzlos, wenn sie angeboten wird.

3. DAS BÜNDNIS DER LERNENDEN WIRKT DURCH ZUSAMMENSTELLUNG

Das Bündnis der Lernenden schafft keine Einheit, sondern wirkt durch Zusammenstellung. Historisch gesehen zielten Bildungssysteme darauf ab, Erfahrungen der Gruppe zu vereinheitlichen, sei es die Erfahrung der Gruppe von Schülern (eines Meisters, einer Schule, eines religiösen Ordens usw.), der sozialen Gruppe (abhängig von Stand, Beruf, Erwartungen), der sexuellen Identitäten oder der Konstruktion der politischen und kulturellen Einheit des Nationalvolkes.

Das Bündnis der Lernenden hingegen kann als eine offene Zusammenstellung von Lebensformen betrachtet werden. Eine Zusammenstellung ist keine einfache Aneinanderreihung. Es geht nicht darum, Unterschiede zu addieren oder ihre Repräsentationen zu sammeln, wie es der Multikulturalismus tut. Es geht auch nicht darum, sich von der pseudodemokratischen Fiktion einnehmen nehmen zu lassen, die jede Position auf eine Meinung reduziert, die gleich viel wert ist wie jede andere, d.h. auf eine Meinung ohne jeglichen Wert. Eine Zusammenstellung ist, wie eine musikalische Komposition, eine neue Realität, die aus den Beziehungen entsteht, die sie bilden. Es besteht keine Notwendigkeit, sie zu vereinheitlichen, sie nimmt sie auf und setzt sie in sinnvolle Beziehungen.

Die Philosophie hat wie die Kunst eine perspektivistische Tradition, die davon ausgeht, dass die Wahrheit nicht die Repräsentation der Gesamtheit der (sichtbaren oder denkbaren) Gegenstände ist, sondern die Gesamtheit der Blickwinkel, die sich zwischen ihnen ergeben. Der Perspektivismus ist keine Ausflucht in ein »je nachdem, wie man es betrachtet« ..., sondern ganz im Gegenteil: Er ist die Notwendigkeit, den eigenen Blickwinkel unter anderen zu verorten, das heißt, dort, wo er sich

mit anderen überschneidet und zusammenstellt. Bildung ist in diesem Sinne ein existenzieller Perspektivismus, denn die Existenz aufzunehmen bedeutet nicht, einen neuen Gegenstand in ein bereits etabliertes System einzubringen, sondern herauszufinden, welche konkreten neuen Perspektiven jede mögliche Begegnung eröffnet: Welche Wissensinhalte konvergieren, welche Probleme, welche Praktiken, welches Schweigen und welche Geschichten?

Daher erzeugt das Bündnis der Lernenden keine Einheit, sondern ein plurales und zugleich antagonistisches Spannungsfeld. Der epistemologische Pluralismus ist eine kritische Position, die den Gedanken zu Ende denkt, dass Erkenntnis, um gültig zu sein, der Gesamtheit möglicher Formen der Erkenntnis gerecht werden muss. Er wurde unter anderem von Denkern wie Boaventura de Sousa Santos entwickelt, die eine Ökologie des Wissens fordern, welche die Erkenntnisformen des globalen Nordens und die Art und Weise, wie sie andere Formen der Erfahrung ausschließen und unsichtbar machen, dezentralisiert. Diese epistemologische Gerechtigkeit ist keine salomonische Tat, die die Erkenntnis stückweise unter ihren Interessenten aufteilt, bis sie schließlich stirbt, sondern sie ist eine Erfahrung jenes Konflikts zwischen Welten, der Gesellschaft immer ist. Voneinander zu lernen, bedeutet notwendigerweise, in diesen Konflikt zwischen Welten einzugreifen.

4. DAS BÜNDNIS DER LERNENDEN ERZEUGT EIN MILIEU

Die Zusammenstellung von Perspektiven, Wissen und Antagonismen nimmt die Existenz auf, weil sie ein Milieu des *Seinkönnens* erzeugt. Fernand Deligny bediente sich, wie wir gesehen haben, dieses Verbs im Infinitiv – *zulassen* – als eines prakti-

schen, politischen und poetischen Schlüssels, als einer Art des Zusammenseins an der Schwelle. Jetzt können wir verstehen, dass diese Schwelle nicht als ein Ort des Ankommens und des Verweilens existiert und verfügbar ist. Sie ist die Zusammenstellung eines Milieus.

Woraus besteht ein Milieu? Es ist nicht nur die Gesamtheit der äußeren Umstände oder Bedingungen, die die Entwicklung eines Wesens beeinflussen. Es schließt auch die Aktivitäten und Verbindungen mit ein, die diese Wesen untereinander und mit der Umwelt unterhalten. Das Bildungsmilieu ist also nicht auf das Bildungssystem beschränkt. Es durchzieht es und geht über es hinaus. Das Problem ist, dass wir zwar Bezugspunkte haben, um die Institutionen des Bildungssystems zu erkennen, uns aber andere fehlen, um viele der Wirklichkeiten wahrzunehmen, aus denen sich sein Milieu zusammensetzt. Die Stadt bildet, die Kommunikationsmedien bilden, die Familie bildet, digitale Plattformen bilden und so weiter. Aber diese Räume hören nicht auf, Ausweitungen der Szenarien zu sein, durch die unsere affektiven, sozialen und kulturellen Beziehungen zirkulieren. Als wir sagten, dass das Bündnis der Lernenden ein Milieu erzeugt, bezogen wir uns auf etwas anderes: auf die Gesamtheit der gemeinsamen Referenten, die uns zu verstehen ermöglichen, was es bedeutet, voneinander in gegenseitiger Wertschätzung zu lernen.

Ein interessantes Beispiel für die Erfindung eines Bildungsmilieus im Rahmen der modernen westlichen Kultur ist das, was wir Gemeinschaft der Lesenden nennen könnten. Lesen ist keine selbstverständliche Tätigkeit. Sie durchtrennt den uralten Faden der Mündlichkeit und ihrer Gemeinschaftsformen. Mit der Schrift taucht zunächst die Frage »Wer kann schreiben?« auf. So wird die Macht der Schreibenden begründet, derjenigen, die

die Tätigkeiten der Gemeinschaft aufzeichnen können (Handel, soziale Organisation, Gesetze, Chroniken, heilige Bücher ...). Von Orient bis Okzident war die Schrift anfangs mächtiger als das Lesen. In dem Maße, in dem das Buch zu einem reproduzierbaren und zugänglichen Objekt wird, wächst die Gemeinschaft, die mit Archiven und heiligen Büchern verbunden ist, und es entsteht eine neue Gestalt: die Gemeinschaft der Lesenden. Wer kann lesen? Mit dieser Frage wird eine erste Unterscheidung zwischen jenen getroffen, die Zugang zum geschriebenen Wort haben, und denjenigen, denen er verwehrt ist. Alphabetismus ist eine soziale Produktion von Ausgrenzung, die in einem anderen Kultursystem nicht existieren würde.

Doch mit der zunehmenden Verbreitung des Lesens stellt sich eine weitere Frage: Wer liest wen? Die Gemeinschaft der Lesenden ist dann nicht die Gemeinschaft derjenigen, die der Lektüre eines einzigen Buches oder Kanons unterworfen sind, sondern die Gemeinschaft derjenigen, die sich gegenseitig lesen können. Das auf diese Art gelebte Lesen sabotiert das Monopol über das geschriebene Wort und erfindet die Gemeinschaft neu, indem es sie von ihren vereinheitlichten Repräsentationsformen abkoppelt. Wer bin ich, wenn ich lese? Wer sind wir, wenn wir lesen? Das wichtigste Element der Gemeinschaft der Lesenden ist die Unmöglichkeit, jemals vollständig zu wissen, was andere gelesen haben oder was sie lesen könnten. Aus diesem Grund löst das Lesen die Gemeinschaft auf, macht sie undarstellbar, unkontrollierbar und undiszipliniert. Einsamkeit und Komplizenschaft gehen ein Bündnis ein. Das Bündnis der lesenden Lernenden ist ein Bündnis derjenigen, die keine Angst haben, allein zu sein, weil sie ihren Komplizen frei begegnen können. Diejenigen, die sich frei gegenseitig lesen, arbeiten nicht für die bereits etablierte Gemeinschaft. Sie sind immer dabei, andere Gemeinschaften zusammenzustellen. Deshalb machen sie Angst. Und

deshalb hat sich die Macht immer bemüht, die undisziplinierenden Wirkungen des Lesens zu neutralisieren und ihren Sinn zu kodifizieren.

Im Rahmen der westlichen Kultur ist dies auf verschiedene Weise geschehen: indem das Lesen auf die Übermittlung eines Dogmas oder einer geoffenbarten Wahrheit (das heilige Buch) ausgerichtet wurde, indem der Zugang zum Lesen zu einer Frage der sozialen und kulturellen Stellung wurde (Schule), indem das Lesen zur ausschließlichen Sache von Experten wurde (Wissenschaft) oder indem es der Konsum- und Modedynamik überlassen wurde (Markt). In allen Fällen reduziert die Neutralisierung der Macht des Lesens die Gemeinschaft der Lesenden auf die Gemeinschaft derer, die sich gegenseitig anerkennen, weil sie dasselbe Buch gelesen haben. Lesen fungiert also als ein Code der Anerkennung und damit auch des Ausschlusses. Auf diese Weise hört das Lesen auf, ein Milieu zu bilden oder eine offene Zusammenstellung zu sein, sondern fungiert als soziales, politisches und kulturelles System, das die Unterschiede organisiert und hierarchisiert.

Die geschichtliche Erfahrung der Gemeinschaft der Lesenden erlaubt es, uns zu fragen: Wie können wir gemeinsame Bezüge herstellen, die die Erfahrung weder homogenisieren noch kodifizieren? Der Markt reagiert darauf mit einer Diversifizierung der Konsumenten-*Targets*. Im Bildungssystem vollzieht sich dies durch eine zunehmende Personalisierung der Lernangebote. Die Schule der Lernenden hingegen, die aus dem Bündnis von Fremden hervorgeht, macht das auf andere Weise. Sie erweitert und radikalisiert die Frage nach der Gemeinschaft der Lesenden: Wer lernt von wem?

5. DAS BÜNDNIS DER LERNENDEN MACHT UNGLEICHE GLEICH

Ungleiche gleich zu machen, ist keine Utopie. Es ist der Sinn der Situation, wenn wir einander als Lernende begegnen und aus dieser Begegnung ein Milieu entsteht, das auf Fremdheit und gegenseitiger Wertschätzung beruht. Die Schule der Lernenden ist also weder eine alternative Institution am Rande des Systems, die eine Blase für einige wenige schafft, noch ein Modell einer zukünftigen Institution, die außerhalb von Raum und Zeit liegt. Sie ist eine Art und Weise, die Erfahrung von Raum und Zeit der Gegenwart sowie die Formen der Aufmerksamkeit zu verändern. Die Gleichheit der Ungleichen ist also das Aus-dem-Takt-Bringen, das die Uhren verändert, die nicht angehalten werden können, die Räume der Stadt, in der wir leben, das Erbe der Kulturen, an denen wir teilhaben, und die gesellschaftlichen Beziehungen, die uns bedingen. Jede Gesellschaftsordnung gründet auf Ungleichheits- und Herrschaftsbeziehungen, die die Bildungssysteme reproduzieren, doch das Bündnis der Lernenden unterbricht und widerlegt sie.

Unsere Kultur hat die Gleichheit als eine Fiktion verortet, die nur in einer mythischen Vergangenheit oder in einer utopischen Zukunft liegen kann: die mythische Vergangenheit der religiösen Fiktion (wir sind alle Kinder Gottes), der anthropologischen Fiktion (vor dem Gesellschaftsvertrag lebten die Menschen im Zustand natürlicher Gleichheit), der kapitalistischen Fiktion (der Ausgangspunkt individueller Lebenswege ist Chancengleichheit) oder sogar der intellektuellen Fiktion (als rationale Wesen sind wir alle gleich intelligent). Die utopischen Zukünfte jeder dieser vier Fiktionen sind nur ihr Gegenbild: die Erlösung, die versöhnte Gemeinschaft, der sich selbst regulierende freie Markt, die Wissensgesellschaft ... Egal, ob sie in der Vergangen-

heit oder in der Zukunft liegt, die Gleichheit ist nie eine reale Erfahrung. Sie ist immer das, was außerhalb unserer Reichweite bleibt und außerhalb dieses permanenten Unfalls, der die Geschichte ist. Obwohl er die Gleichheit als Prinzip von allem vertortet, nährt der Mythos des Egalitarismus in all seinen Formen die Ohnmacht und Resignation gegenüber der Wiederholung von Ungleichheit.

Wenn es jedoch notwendig ist, die Ungleichen gleich zu machen, dann deshalb, weil Gleichheit nie der Ausgangspunkt ist. Sie muss gemacht, erfunden werden. Sie ist immer das Ergebnis eines politischen Eingriffs, weil sie bestehende Machtverhältnisse verändert, sowie eines poetischen Eingriffs, weil sie etablierte Wertvorstellungen durcheinander bringt. Deshalb ist Gleichheit kein abstraktes, kontextfreies Ideal, sondern eine mögliche und konkrete Beziehung zu anderen, die die Wahrnehmung der realen Lebenszusammenhänge verändert. Jede kleine oder große Person, die als gleich behandelt wurde, und sei es auch nur einmal in ihrem Leben, wird niemals aufhören, die Gewalt von all dem wahrzunehmen, was sie neuerlich auf eine niedrigere Stellung reduziert. Der Spiegel des Vergessens, auf dem die Normalisierung der Knechtschaft beruht, wird unwiderruflich zerbrochen sein. Ebenso gibt es für einen »Übergeordneten« nichts Gewaltsameres, als von gleich zu gleich behandelt zu werden. So verstanden ist die Gleichheit kein Ideal, sondern eine konkrete Erfahrung, die das Potenzial hat, die materiellen und symbolischen Bedingungen der bestehenden Ungleichheit aufzuzeigen und auf ihre Veränderung hinzuwirken. Wie César Rendueles in seinem Buch *Contra la igualdad de oportunidades* (*Gegen die Chancengleichheit*) argumentiert, ist »die Gleichheit ein

komplexes soziales Projekt«,² das nur auf der Grundlage gemeinsamer, verhandelter und erkämpfter Verpflichtungen und Verbindlichkeiten entwickelt werden kann. Wie wir im folgenden Kapitel sehen werden, steht bei diesem komplexen sozialen Projekt die Art und Weise auf dem Spiel, wie die politische Vorstellungskraft und die Erfahrung der Zeit bestimmte Szenarien der umstrittenen Zukunft entwerfen.

Im Herzen dieser verorteten Erfahrung von Gleichheit begegnen wir erneut der Scham. Ungleiche gleich zu machen, bedeutet vor allem, der Versuchung der Scham zu widerstehen. »Ich lerne mit dir, wenn du mit mir lernst«, der implizite Pakt des Bündnisses der Lernenden, definiert nicht die Parameter einer formalen Gleichheit, sondern die reale Komplizenschaft zwischen denjenigen, die es verstehen, nicht zu wissen, und daher gemeinsamen das Risiko des Lernens eingehen können. Was hindert sie daran, zu wissen, dass sie zusammen sind? Wenn die Gleichheit in unseren wirklichen Lebenskontexten als etwas eingeschrieben werden kann, das sie aus dem Takt bringt, dann müssen wir in der Lage sein, zu analysieren, durch welche sozialen, institutionellen, kulturellen und psychologischen Strukturen sie verhindert wird. Ungleiche gleich zu machen ist eine Störung. Ungleiche gleich zu machen ist beängstigend, angefangen für diejenigen, die Gleichheit von einem Thron, einem Altar, einer Bühne oder einem Lehrstuhl aus predigen. Ungleiche gleich zu machen ermöglicht es, dass die Fragen, die sich jeder Lernende stellen muss, um zu existieren, ohne Scham an jeden von uns gerichtet werden können: Wer seid ihr? Wer seid ihr, dass ihr euch die Macht anmaßt, unsere Zukunft zu schreiben?

² César RENDUELES, *Contra la igualdad de oportunidades*, Barcelona: Seix Barral 2020, S. 166.